

Robert Elmer

Rettung in Jerusalem

Zion für Teens – Band 5



Über den Autor:

Robert Elmer lebt in der Nähe von Seattle im amerikanischen Bundesstaat Washington. Er ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 978-3-86827-050-1

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2002 by Robert Elmer

Originally published under the title *Freedom Trap* by

Bethany House Publishers, a division of Baker Publishing Group,
Grand Rapids, Michigan, 49516, USA

German edition © 2008/2003 by

Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH with permission of
Bethany House Publishers, USA

Deutsch von Lotte Bormuth

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /
Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

www.francke-buch.de

Inhaltsverzeichnis

1. Eine Falle in der Altstadt	7
2. Umweg über Zypern	15
3. Noch ein Dutzend Mädchen	24
4. Gestrandet	30
5. Mipi Olalim	38
6. Nick Papakostas	48
7. Warum nicht?	57
8. Die Suche in Dekalia	64
9. Die Versuchung.....	71
10. Margoa	78
11. Der Hinweis auf dem Grabstein	86
12. Eine große Überraschung beim Passahfest ...	97
13. Die letzte Seite	108
14. Der Ausweg	117
15. Flug nach Rom	128
16. Gefahr in 2000 Metern Höhe	134
17. Der Heimweg ist verbaut.....	142
18. Vorstoß zur Mauer	150
19. Ein Dutzend Kinder hat es geschafft	158
20. Einer der geringsten Brüder.....	165
Gefährlicher Frühling	173





Copyright © Historical Mapping, 2008/2009

1. Eine Falle in der Altstadt

Jerusalem
19. April 1948

„Alles hinlegen!“, schrie Reb Herschel mit lauter, warnender Stimme in den Raum, als die Fensterscheibe in tausend kleine Splitter zerbarst und die Scherben zu Boden fielen.

Dov Zalinski hätte man dies mit seinen 13 Jahren nicht erst sagen müssen. Er warf sich auf die Erde hinter den alten breiten Sessel des Mannes und legte seine Arme um die beiden kleinen Mädchen. Golda und Haviva schluchzten vor Angst. Sie wären jetzt lieber bei ihrem Onkel oder ihrer Mutter gewesen und nicht bei Dov, der ihnen noch fremd war.

„Seid ruhig, es wird alles gut“, flüsterte Dov, obwohl ihm gar nicht wohl zumute war. *Was konnte in dieser Lage schon gut sein?* Das Fenster sah jetzt aus wie ein grinsender Mund, dem man alle Zähne ausgeschlagen hatte. Haviva hielt sich die Ohren zu, aber der nächste Granateinschlag war nicht zu überhören.

„Golda? Haviva?“, rief ihre Mutter aus der anderen Ecke des Zimmers. Dov vermutete, dass Frau Elazar zusammen mit ihrer jüngsten, vier Jahre alten Tochter Naomi und ihrem Schwager Herschel unter dem Fenster Schutz gesucht hatte. Man hätte jetzt nicht sagen können, an welcher Stelle des Zimmers die Gefahr am größten war.

„Wir sind hier“, meldete sich Dov, während weitere Granateinschläge folgten. „Bei uns ist alles in Ordnung.“

Aber eigentlich war das Gegenteil der Fall, denn

sie knieten zwischen den Scherben der zerborstenen Fensterscheibe. Vom Wohnzimmer der Elazars aus konnte Dov durch das zersplitterte Fenster zur Mauer der Altstadt hinüberschauen, hinter der der restliche Teil von Jerusalem lag. In diesem kleinen Haus in der Treppenstraße wohnten sie im Schatten der alten Mauer. Das war offensichtlich der Grund dafür, dass sie jetzt solch großer Gefahr ausgesetzt waren. Was hätte Dov anderes erwarten können, als er vor zwei Tagen zusammen mit seinem Bruder Nathan durch den Tunnel von Herrn Bin Jazzi gekrochen war? Wenn man der Welt erzählen wollte, wie die Altstadt Jerusalems ums Überleben kämpfte, dann war hier der richtige Ort.

Wenn sie nur nicht meinen Sender treffen. Er übertrug ja die Stimme der Haganah, Israels entscheidender Truppe von freiwilligen Freiheitskämpfern. Dov blickte hinter dem Stuhl hervor, um nach seinem Kurzwellensender Ausschau zu halten.

Die fünfjährige Haviva fing in ihrer Angst noch lauter an zu weinen.

„In wenigen Minuten ist alles vorbei“, flüsterte Dov ihr zu. „Hier, willst du meinen Apfel essen?“

Doch Haviva drückte ihre Stirn auf den Boden und wurde von Angst geschüttelt. Dov ließ den Apfel wieder in seiner Tasche verschwinden. Er war sowieso schon zerdrückt.

Golda, die ein Jahr älter war als Haviva, legte einen Arm um ihre jüngere Schwester und den anderen um Dov. Es war ihm schon aufgefallen, dass Golda hier in dieser Gegend den Ton angab, wenn sie auf den Treppen oder auf dem Batei-Machse-Platz mit anderen Kindern spielte. Meistens kickten sie die leeren Dosen hin und her. Wenn jemand ins Tor traf, dann schrie sie immer am lautesten „Tooor!“

Wenn dieser Angriff vorbei ist, werden sie nicht mehr

so unbekümmert draußen auf der Straße spielen, dachte Dov.

Dov hätte einen Stein gut gezielt durch das Fenster über die alte Stadtmauer schleudern können, wenn er es gewollt hätte. Das kleine, freundliche Haus, in dem Dov Zuflucht gefunden hatte, bot ihm im Schatten der Mauer einen gewissen Schutz zwischen dem Zionstor und dem Misttor. Der Angreifer verbarg sich wahrscheinlich irgendwo im arabischen Viertel in der Nähe des Ophel-Berges. Dahinter lag das Kidrontal, das noch ein Teil von Jerusalem war und den Namen Silvan trug.

Es war natürlich purer Unsinn, Steine als Geschosse zu benutzen. Das wäre ja nur ein Scherz gewesen. Aber dieser Angriff war kein Scherz.

„Ist das der Krieg, von dem uns Onkel Herschel erzählt hat?“, fragte Haviva.

Onkel Herschel war natürlich nicht Dovs Onkel, sondern der Onkel der Mädchen. Dov nannte ihn respektvoll Herr Reb Herschel.

Dov hatte nicht den Mut zu fragen, was aus den Vätern der Mädchen geworden war. Waren sie verschollen oder sogar tot? Jedenfalls war Dov überrascht, dass Haviva so schnell wieder den Mut fand, zu reden. Er schüttelte den Kopf. „Der Krieg hat noch nicht begonnen. Es dauert noch zwei Wochen, dann kommt der richtige Krieg.“

Angesichts der Schüsse und des zerborstenen Fensters klang diese Auskunft recht seltsam. Aber er wusste, dass sein älterer Bruder Recht hatte. Reb Herschel war der gleichen Meinung. In zwei Wochen würden die Engländer Palästina verlassen. In zwei Wochen würde das jüdische Volk nach fast 2000 Jahren seine Unabhängigkeit erklären. In zwei Wochen könnten sie damit beginnen, im Frieden in ihrem eigenen Land zu leben. Es gab nur ein Problem ...

In dem Augenblick zischte wieder eine Kugel durch das zersplitterte Fenster. Mit einem seltsamen Knacken und Klirren bohrte sie sich in die Holzverschalung am anderen Ende des Wohnzimmers, knapp einen halben Meter an Dovs Gesicht vorbei. Haviva schrie auf. Dov merkte, dass der Sessel kaum Schutz bot.

„Reb Herschel.“ Dov reckte sich und kniete sich hin. „Golda und Haviva sind bei mir.“

„Los, lauft die Treppe hinunter!“, befahl der Mann. „Wir kommen sofort hinter euch her.“

Dov zuckte zusammen, als noch ein Einschlag erfolgte. Er klang wie ein Donner aus der Ferne, und dann krachte es. Diesmal hatte der Schütze seine Schussrichtung geändert. Sie vernahmen einen dumpfen Schlag von draußen, und dann hörte man schon den Krach der herabfallenden Steine. Vielleicht war eine Seitenwand des Hauses getroffen worden.

Jetzt mussten sie auf schnellstem Wege fliehen.

„Beeilt euch, Mädchen!“ Dov packte sie an den Schultern und zog sie mit sich fort. Diesmal war es gar nicht so schwer. Golda und Haviva klammerten sich förmlich an ihn. „Wir müssen so schnell wie möglich hier raus.“

Die Frage war nur, wohin sie rennen sollten. Als er oben auf der Treppe stand, wurden ihm plötzlich die Knie weich. Das Tack-tack-tack einer Maschinengewehrsalve hallte durch die Nacht. Das Echo erschütterte sie bis ins Mark.

„Was ist denn das?“, wollte Naomi wissen.

„Maschinengewehrfeuer“, antwortete Reb Herschel. Er nahm das Kind auf den Arm. „Hab keine Angst, es ist noch weit weg.“

Dov fror, als die kalte Luft durch das Zimmer strich. Naomi ergriff den grauen Bart ihres Onkels, als hätte sie einen Zügel in der Hand, und ritt auf seinen Schultern die Treppe hinunter.

Die anderen Mädchen ergriffen Dovs Hände so fest, als hinge ihr Leben davon ab. Vielleicht war es auch so. Dov atmete erleichterte auf, als sie draußen vor der Tür im Dunkeln standen. Jetzt waren sie wenigstens kein sichtbares Ziel mehr.

„In welche Richtung sollen wir laufen?“, fragte Frau Elazar.

So als erhielt sie die Antwort, flammte ein Lichtstrahl auf und erhellte ihre Gesichter. Dov schaute überrascht auf, als er die Stimme seines Bruders hörte.

„Ist bei euch alles in Ordnung?“

Es spielte keine Rolle, dass Nathan erst neunzehn Jahre alt war, gerade mal fünfeinhalb Jahre älter als Dov. Mit dem schwarzen Haar, das in Strähnen über sein Gesicht fiel, sah er wie ein Seeräuber aus. Im Schatten seiner Taschenlampe stand er stolz und aufrecht da, als habe er hier das Sagen.

So war es ja auch. Er gehörte doch zur Irgun. Die kleine Gruppe radikaler Juden war stolz darauf, dass sie zäh und ohne Furcht alles unternahm, um für die Freiheit der Juden zu kämpfen. Ihre Ideen und Methoden waren mitunter hart, gefährlich und Furcht erregend. Nathan wollte sich mit Dov in die Gruppe der Freiheitskämpfer der Haganah einreihen, die jetzt in der jüdischen Altstadt in der Falle saß. Dazu war er fest entschlossen.

„Es geht uns gut.“ Reb Herschel schaute sich um. Er wollte sich noch einmal vergewissern, ob sie auch alle beieinander waren. Er zählte sie. Alle drei Mädchen waren da.

Als die Taschenlampe seines Bruders noch einmal aufleuchtete, hielt Dov noch immer die feuchten Hände von Golda und Haviva fest. „Sie sind ganz verängstigt, Nathan.“

Dov brauchte keine weiteren Erklärungen abzugeben. Nathan winkte ihnen, dass sie ihm folgen soll-

ten. Dann knipste er die Taschenlampe aus. In diesem Augenblick zischte wieder eine Maschinengewehrsalve an ihnen vorbei und schlug in die Mauer ein.

Frau Elazar stolperte über Dovs Fersen. Er versuchte, sie aufzufangen, als sie auf dem feuchten Kopfsteinpflaster ausrutschte.

„Beeil dich!“ Reb Herschel zog seine Schwägerin mit festem Griff mit sich fort. Dov und die Mädchen folgten eilends. Aber wohin sollten sie jetzt fliehen?

„Kommt! Auf! Los!“ Vor ihnen stand ein Mann in gebückter Stellung und wies ihnen mit einer flackernenden Petroleumlampe den Weg. Sie bogen schnell um die Ecke und hatten damit einige Gebäude als Schutz vor der wilden Schießerei. Dann stand der Mann an der Tür einer Erdgeschosswohnung und schwenkte immer noch seine Laterne.

„Herschel!“, stieß Frau Elazar hervor und blieb einen Augenblick lang stehen. „Doch nicht bei Liebermans!“

Reb Herschel konnte gar nicht mehr antworten. Stattdessen ertönte hinter ihnen der laute Knall eines Granateinschlags. Hatte er das Haus der Liebermans getroffen oder nur die Straße?

„Natürlich haben wir noch Platz für sechs weitere Personen.“ Frau Lieberman sah mit ihrem gebückten Gang und ihrem faltigen Gesicht genauso alt aus wie ihr Ehemann. Sie winkte die Flüchtigen herbei, als wären sie herrenlose Kätzchen.

„Aber wir können Ihnen das doch nicht zumuten.“ Frau Elazar zögerte noch.

Zumuten! Dov hatte keine Lust, die Nacht im Freien zu verbringen.

„Unsinn“, lächelte Frau Lieberman freundlich. „Ihr bleibt hier, solange es nötig ist.“

Aber als Dov in das Haus trat, wurde ihm klar, warum Frau Elazar gezögert hatte. Sie hatte sicher gewusst, wie klein die Wohnung der Liebermans war. Verglichen mit der geräumigen Zweizimmerwohnung, der sie gerade entronnen waren, nahm sich dies Haus wie ein größerer Schrank aus. Das Wohnzimmer war winzig. Gerade so groß, dass man mit mehreren Menschen dicht an dicht auf dem Fußboden sitzen konnte – und das nur, solange es nicht als Schlafzimmer oder Esszimmer benutzt wurde. Wenigstens gab es noch eine kleine separate Küche mit einem Schrank. Die beiden Frauen hatten den Vorzug, auf den einzigen Stühlen der Wohnung zu sitzen, während die drei Mädchen auf einem der schmalen Betten Platz fanden.

„Kommt nur“, sagte Herr Lieberman, als sei er der Gastgeber einer großen Abendgesellschaft. „Wir schieben diesen Tisch an die Wand, dann haben wir genug Platz.“

Genug Platz! Dov stand an der Tür und überlegte, wo sein Bruder geblieben war. Aber Nathan war wie immer im Dunkel der Nacht untergetaucht.

„Golda, koch bitte etwas Tee!“ Herr Lieberman deutete in Richtung Küche. „Wir sollten unseren Gästen etwas heißen Tee servieren.“ Seine Frau warf ihm einen schnellen Blick zu. Wie sollte sie Tee kochen? Es gab nämlich kein Benzin. Er hatte diese wortlose Botschaft verstanden und nickte nur.

„Nun, ihr wisst ja, dass wir alle wenig Benzin zum Kochen haben. Vielleicht kann morgen jemand die Barrikaden überwinden und ein paar Liter besorgen. Bis dahin macht es euch bei einer guten Tasse kalten Wassers bequem.“

Bei den Worten „Macht es euch bequem!“ musste Dov fast lächeln. Wieder hörte man draußen eine Schießerei. Er schaute kurz zur Tür hinaus, um zu

sehen, ob nicht Nathan in der Nähe sei. Wie Dov war auch er in das Verheißene Land gekommen, nachdem das grausame Geschehen in Europa ihn von seiner Familie getrennt hatte. Und nun war Nathan dabei, dem Rest der Juden bei der Verteidigung in der eingeschlossenen Altstadt zu helfen.

Nathan war schon ein mutiger Kerl! Man musste ihn bewundern.

„Hast du das gesehen?“ Golda war ihm bis zur Tür gefolgt. Sie zeigte hinaus ins Dunkel, wo sie einen Schatten entdeckt hatte. „Da! Es hat sich etwas bewegt!“

„Ich habe es auch bemerkt“, flüsterte Dov. Er schaute wie gebannt auf die Schatten. War es ein Eindringling oder ein Soldat? Fest ergriff er die Tür und war bereit, sie zuzuschlagen.

2. Umweg über Zypern

Emily Parkinson schaute verstohlen auf den Namen, den sie auf dem Schild entdeckte.

„Nick ...“, las sie laut: „Papakostas.“

Sie seufzte und blickte sich auf dem engen Weg um. Am Ende standen Berge von Kisten mit verroteten Lebensmitteln. Sie hatte den Eindruck, dass sie hier an der richtigen Stelle war. Aber wo konnte sie diesen Nick Papakostas finden, der mit den besten Gemüsearten der Insel Zypern handelte? Sein Cousin Spiro, der Dockarbeiter, hatte Emily versprochen, sie könnte bei einer der Lieferfahrten seines Veters in das Flüchtlingslager mitfahren.

„Ja, ja, natürlich“, hatte Spiro ihr versichert.

Selbstverständlich würde dies auch etwas kosten. Aber wie viel, das wusste Emily nicht.

„Mein Vetter Nick wird sicher sehr erfreut sein“, hatte Spiro gemeint, bevor er dann endlose Geschichten über seine andern 21 Vettern erzählte.

War denn auf dieser Insel jeder mit jedem verwandt? Die Verbindungen untereinander erschienen so verwirrend wie die alten Straßen von Famagusta.

„Am alten Tor zum Hafen vorbei ...“ Sie versuchte sich noch einmal daran zu erinnern, welchen Weg ihr der Hafendarbeiter beschrieben hatte, als ihr Schiff am Abend zuvor wegen einer Reparatur hatte anlegen müssen. Das war geschehen, nachdem sie eine Bootsladung mit jüdischen Flüchtlingen aufgenommen hatten. Als sie aber im Dock lagen, hatte man die Flüchtlinge wieder vom Schiff heruntergebracht, bevor jemand etwas davon erfahren konnte. Man hatte ihr gesagt: „Das ist eine Vorsichtsmaßnahme.“

„Zwei Häuserblocks weiter, dann nach rechts abbiegen. An der St. Nikolas-Kathedrale vorbei, dann wieder nach rechts. Nein – nach links. Wo sind Sie nur, Herr Papakostas?“

Emily hörte ein, zwei Mal ein leises Knurren hinter einem Abfallhaufen. Das machte ihr Angst. Sie suchte nach einem Ausweg, aber sie konnte eigentlich nur den gleichen Weg zurückgehen. Aber dann müsste sie wieder an den Hunden vorbei. Würden sie knurren?

Emily wich in eine dunkle Ecke zurück und hoffte, nicht von den Tieren aufgespürt zu werden, wenn sie sich dicht an die Mauer drückte. Vielleicht hätte sie sich doch nicht von der Gruppe entfernen sollen.

Aber wie hätte sie sonst Nick Papakostas finden sollen? Und wie hätte sie ohne ihn in das britische Internierungslager kommen können, um Doves Mutter zu suchen? War sie auch wirklich hier? Emilys Hoffnung, Frau Zalinski zu finden, schwand. Trotzdem wollte sie es versuchen, solange sie in Zypern festgehalten wurden. Sie hatte Dov versprochen, ihm bei der Suche nach seiner Mutter zu helfen. Mittlerweile war dieses Versprechen die einzige Brücke, die Emily noch mit der Heimat in Israel verband, in der sie aufgewachsen war. Ihre wahre Heimat war nämlich Jerusalem, und nicht England.

Die letzten Tage hatte sie nun auf dem Schiff zugebracht, das nach Westen fahren und sie bald wieder nach England zurückbringen sollte, wie es ihr die Eltern gesagt hatten. Sie käme dann wieder auf das alte Anwesen in Kent, an das sie sich aber kaum noch erinnern konnte. Dort wäre sie dann in Sicherheit vor den drohenden Sturmwolken des Krieges, die sich über Israel zusammenballten. Diese fremde Insel Zypern war nur ein kurzer Zwischenaufenthalt auf einer Reise, die sie immer weiter von dem Ort brach-

te, an dem ihr Herz hing und an den sie sich durch ihre Versprechungen gebunden fühlte.

Aber was sollte jetzt geschehen? Wer wusste denn, dass Emily von einem Rudel elender Straßenkötter bedrängt wurde? Der Anführer dieser Horde fletschte seine Zähne, und seine Haare sträubten sich im Nacken. Auch Emilys Haare standen ihr vor lauter Angst zu Berge. Sollte sie schreien?

„Komm her, mein gutes Hündchen“, versuchte sie es mit Freundlichkeit. Dabei streckte sie die Hand aus. Das hatte aber zur Folge, dass die beiden anderen Hunde auch noch näher an sie herankamen. Drei Hunde mit messerscharfen Zähnen blickten sie grimmig an. „Mein Vater ist ein bedeutender Offizier in der englischen Armee. Untersteht euch ...!“

Das half aber nichts. Sie stampfte mit dem Fuß auf und rief laut: „Macht euch fort, ihr Dreckschuhde!“

Der Anführer des Rudels schnappte nach ihr und kam mit feurigem Blick auf sie zu.

Jetzt schrie Emily, so laut sie konnte, und schlug dabei die Hände zusammen. Sie nahm eine halb zerbrochene Kiste und hielt sie vor sich. Aber sie fürchtete, dass sie sich damit nicht gegen die drei Tiere wehren könnte. Man sah an ihren hervorstehenden Rippenknochen, dass sie ausgehungert waren und vor nichts zurückschrecken würden.

„O Herr, hilf mir!“, betete Emily im Stillen. Dabei hielt sie verzweifelt Ausschau nach einer Mauer, über die sie hätte entkommen können. Da entdeckte sie eine schwere, hölzerne Eingangstür. Langsam zog sie sich Schritt für Schritt dahin zurück.

„Du musst ganz vorsichtig sein“, sprach sie sich selbst Mut zu. *Wenn ich doch jetzt meinen Julian hier hätte, er wäre meine Rettung. Vielleicht aber doch nicht.* Julian war zwar ein großer Hund, aber mit diesen

drei Bestien hätte er es sicher nicht aufnehmen können.

Endlich berührte sie den Türgriff und konnte ihn gerade in dem Moment umdrehen, als die Hunde losspringen wollten. Aber der Griff ließ sich nicht drehen. Stattdessen hielt sie ihn in der Hand. Im letzten Augenblick warf Emily dem Leithund die schwere Türklinke direkt auf die Nase.

Der Hund winselte. Dadurch gewann Emily ein bisschen Zeit.

Mit beiden Fäusten schlug sie an die Tür. „Aufmachen!“, schrie sie, so laut sie konnte. „Hilfe!“

Aber die Tür blieb verschlossen. Plötzlich hörte man erneut wildes Geschrei auf der Straße.

Aus voller Kehle brüllte ein Mann, kam wild gestikulierend dahergerannt und versuchte, die Hunde zu vertreiben.

„Weg von hier, ihr Biester! Los, macht euch davon!“ Die Hunde konnten die Kommandos dieses Mannes nicht mehr überhören. Bellend und knurrend zogen sie sich zurück und liefen zur Hauptstraße hinunter. Emilys Retter, ein Mann von etwa 20 Jahren, schaute grinsend den fliehenden Tieren nach, wandte sich dann um und verbeugte sich vor Emily.

„J. D. Roper, zu Ihren Diensten, Mademoiselle“, stellte er sich vor. Er sprach mit deutlich amerikanischem Akzent. Seine Kleider waren etwas zerknittert. „Korrespondent vom PM Magazin.“

Von dieser Zeitschrift hatte Emily in Jerusalem noch nichts gehört. Ihre Mutter las englische Blätter wie „Woman’s Weekly“ oder „The Lady“, aber nichts Amerikanisches.

„Vielen Dank, Herr Roper.“ Emily strich ihren Rock glatt und holte erst einmal tief Luft. Ihre Hände schmerzten noch, aber das spielte jetzt keine Rolle. „Ich ...“

„Sie haben sich verirrt“, setzte er ihren Satz fort. „Sie sind ein bisschen zu jung, um allein auf der Insel Zypern herumzulaufen. Famagusta ist ein gefährliches Pflaster. Sie können von Glück sagen, dass ich weiß, wie man mit Hunden umgeht.“

„Ich schätze Ihre freundliche Hilfe. Aber ich weiß, wo ich bin.“

Sein Lächeln schien ehrlich, aber Emily fühlte sich doch nicht ganz wohl in seiner Nähe. Wenn sie von dieser Straße wegkommen könnte, würde sie vielleicht Nick Papakostas finden. Aber zunächst schaute sie betreten zu Boden.

„Hier haben wir den Zettel.“ J. D. Roper bückte sich und hob den Fetzen Papier auf, der ihr hingefallen war. Dann hielt er ihn ihr entgegen, doch so, dass sie nicht nach ihm greifen konnte. Schnell las er die Nachricht, die darauf stand: Zum Lager Nikolaos Papakostas fahren.

„Dann sind Sie auf demselben Weg wie ich, Fräulein ...?“

„Emily Parkinson ist mein Name. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen.“

Schnell griff sie nach dem Zettel, überlegte einen Augenblick und meinte dann vorsorglich: „Mein Vater ist Major Alan Parkinson. Vielleicht haben Sie schon von ihm gehört.“

J. D. zog interessiert die Augenbrauen hoch. „Machen Sie auch keine Witze? Ihr Vater ist also ein hohes Tier bei der Armee. Hier auf Zypern?“

„Nein, in Jerusalem.“ Emily wollte ihn schnell loswerden. Je eher sie von dieser elenden Straße wegkam, desto besser.

„Dann machen Sie hier auf der Insel Ferien? Oder das, was ihr Engländer so Ferien nennt?“

„Ich bin auf der Rückreise nach England, Mr Roper. Und ich bin nur deshalb hier, weil mein Schiff Flücht-

linge aufnahm. Als wir Zypern erreicht hatten, mussten wir aus technischen Gründen unsere Fahrt unterbrechen.“

„Ja, ich habe davon gehört. Es ist doch die *Helgefjord*? Sie hatte einen ziemlich großen Maschinenschaden. Es wird Wochen dauern, bis er repariert ist.“

„Vielleicht. Aber in der Zwischenzeit ...“

„In der Zwischenzeit kundschaften Sie hier die Gegend aus. Und dann wollen Sie auch noch zu den Lagern?“

Emily tat so, als habe sie die Frage gar nicht gehört.

„Ich danke Ihnen noch einmal, dass Sie mir die Hunde vom Leib gehalten haben, Mr Roper. Aber ich wäre schon allein mit den Tieren klargekommen.“

„Natürlich wären Sie das. Diese kleinen Hündchen machten ja auch einen so netten, freundlichen Eindruck.“

Emily wusste, dass er zu Recht lästerte. Er hatte eine etwas sarkastische Art. Ihr Herz klopfte noch heftig in ihrer Brust. Der Schrecken saß doch tief. Trotzdem hielt sie den Kopf hoch und ging so schnell wie möglich zur Straße hinüber.

„Ich muss jetzt gehen. Ich bin nämlich auf der Suche nach einem bestimmten Menschen“, rief sie ihm noch über die Schulter zu. „Und zwar draußen im Lager.“ Emily biss sich auf die Lippen. Warum hatte sie das jetzt gesagt? Als er hinter ihr herkam, blieb sie nicht stehen.

„Stimmt das wirklich?“, fragte J. D. „Das trifft sich ja gut und ist perfekt!“

An irgendetwas Perfektes dachte Emily jetzt nicht. Sie wollte einfach nur aus dieser brenzligen Situation herauskommen.

Aber der Amerikaner ließ nicht locker. „Sehen Sie,

ich bin extra von New York hierher gekommen. Ich muss nämlich über die Lager einen Bericht verfassen. Ich muss über das schreiben, was sich hinter dem Stacheldraht abspielt. Die Menschen in meiner Heimat sind daran interessiert. Sie halten es kaum für möglich, dass unsere Freunde, die Engländer, diese jüdischen Flüchtlinge gefangen halten. Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber das ist schon eine wichtige Angelegenheit für mich.“

Emily wurde nachdenklich, aber ihr kam eine Idee. Vielleicht wusste dieser Mann, wie man Einlass in die Lager bekam.

Er wich nicht von ihrer Seite. „Sehen Sie, es war schwer für mich, an den Lagerwachen vorbeizukommen. Ich möchte ja nur mit ein paar Leuten Gespräche führen und ein paar Fotos schießen. Warum stellen sich die Wachen nur so an? Sie sind so stur. Es heißt immer nur: ‚Es tut mir leid, Sir.‘“ Bei diesen Worten zog der Amerikaner die Stirn in Falten und versuchte, den Gesichtsausdruck der britischen Soldaten nachzuahmen. „Ihr Bemühen verstößt gegen die Vorschriften.“

Emily unterdrückte ein Lächeln. „Ich glaube, die Wachen tun nur ihre Pflicht.“

„Das mag stimmen. Aber hören Sie, diese Kerle würden mich nicht so schnell abweisen, wenn Sie mit mir kämen. Ihr charmantes Lächeln und Ihre freundlichen Worte könnten sie umstimmen. Zu zweit sind wir stärker. Wir sollten beide das Lager aufsuchen.“

Emily dachte einen Augenblick nach. Nein, das käme für sie nicht in Frage. Wenn sie schon ins Lager ginge, dann würde sie es aus eigener Initiative machen. Auf keinen Fall mit diesem Amerikaner J. D. Roper.

Emily wollte schon weitergehen, als ihr J. D. seine Visitenkarte in die Hand drückte.

„Ich wohne im Savoy Hotel. Lassen Sie es mich bitte wissen, wenn Sie zu den Flüchtlingen gehen. Okay?“

Sie warf einen kurzen Blick auf die Karte. Dort stand: J. D. Roper, Senior Korrespondent.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich Ihnen helfen kann. Aber ich will sehen, was sich machen lässt.“

Sie war ihrem Ziel nicht viel näher gekommen. Sie hatte noch nicht einmal Papakostas gefunden. Und sie wollte diesem Korrespondenten auch nicht verraten, was sie plante. So ging sie eilig davon.

„Emily!“ Constance Pettibone fasste sie am Ärmel, als sie um die Ecke bog. „Wir haben überall nach dir gesucht. Ich habe mich abgemüht, dich zu finden. Wo warst du nur?“

„Oh, Fräulein Pettibone ...“

Fräulein Pettibone hatte den üblichen Ausdruck eines englischen Kindermädchens auf ihrem Gesicht. Aber sie war jung und schlank und hatte eine etwas bleiche, zarte Gesichtsfarbe. Wenn sie einen dann noch mit ihren großen Augen anschaute, konnte man verstehen, dass Emily ihr den geheimen Spitznamen Bambi gegeben hatte.

„Der Mann im Restaurant bestand darauf, dass wir noch eine Portion dieser entsetzlichen Pasteten essen sollten“, keuchte sie. „Als ich mich dann umschaute, hattest du dich schon aus dem Staub gemacht. Du hast mir einen schönen Schrecken eingejagt.“

„Koupepia heißen diese Pasteten.“ Als J. D. Roper hinter Emily auftauchte, sprang Fräulein Pettibone fast in die Luft. Aber schnell gewann sie ihre Fassung wieder und fragte: „Was meinen Sie?“

„Koupepia“, wiederholte er. „Das sind mit Fleisch gefüllte Weinblätter, die mit wunderbarem gekochtem Reis und Gewürzen serviert werden. Ich habe gestern einige davon gegessen. Dazu gab es gegrilltes

Lammfleisch am Spieß. Die Zyprioten nennen es wohl Souvlaki. Das ist einfach köstlich.“

„Und wer sind Sie?“

Wieder erfolgte die Verbeugung, die übliche Vorstellung und die Angabe seiner Adresse in New York. Nachdem Fräulein Pettibone ihre anfängliche Schüchternheit überwunden hatte, schien sie von diesem Herrn sehr beeindruckt zu sein. Ihre Stimme klang sogar noch eine Oktave höher, als wenn sie mit Emily sprach. Das ließ aufhorchen.

„Ich bin Emilys Erzieherin, Constance Pettibone“, erklärte sie, als ob sie einem Freund begegnet sei, den sie lange nicht gesehen hatte. „Eigentlich wurde ich als Gouvernante für Emily eingestellt, bis ihr Vater mich bat, sie auf der Heimreise nach England zu begleiten.“

„Sie haben einen interessanten Namen.“ Er behielt ihre Hand länger in der seinen, als es sonst üblich war.

Emily knurrte etwas vor sich hin, aber es war so leise, dass man es nicht verstehen konnte. Vielleicht konnte ihr der Amerikaner helfen, Doves Mutter zu finden. Jedenfalls hatte sie das unbestimmte Gefühl, dass sie diesen J. D. Roper so schnell nicht loswerden würde.